

Petra Kirsch, 1954 in Wintershof bei Eichstätt geboren, ist promovierte Germanistin. Nach dem Studium in München war sie als Lokalreporterin, Nachrichtenredakteurin beim Hörfunk, Textchefin und Pressesprecherin tätig. Heute lebt sie als freie Autorin in Nürnberg.

PETRA KIRSCH

# Mord an der Kaiserburg

FRANKEN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Neben ihr kaute Heinrich Bartels mit Wonne und Wohlbehagen auf seinen Fingernägeln. Sonst störte sie das nicht. Sie nahm es meist nicht einmal wahr, so sehr war ihr das Bild ihres Nägel beißenden Kollegen und Mitarbeiters vertraut, mit dem sie seit einigen Jahren das Zimmer teilte. Es war wie in einer langen Ehe – da wurde man mit der Zeit auch blind für die Marotten des Partners. Doch heute nahm sie es wahr, und es störte sie.

Denn heute war ein besonderer Tag. Als sie um sieben die Augen aufschlug, pochte und schmerzte wieder mal ihre linke Stirnhälfte. Im Laufe des Tages würde der leichte Druck auf ihrer Stirn einem lauten Hämmern weichen, der ihr den Boden unter den Füßen wegzog.

Sprechen und denken, ihre Lieblingsbeschäftigungen, waren dann ein Ding der Unmöglichkeit. Nur schlafend in einem abgedunkelten kühlen Zimmer und mit Ohropax in den Ohren konnte sie diese Attacken auf Körper und Seele ertragen. Ihre Anfälle verliefen immer nach dem gleichen Schema und unterschieden sich lediglich darin, ob sie sich übergeben musste oder nicht. Wenn sie rechtzeitig in ihr Bett kam, blieb ihr das in der Regel erspart.

Doch daran war vorerst nicht zu denken. Die Montagskonferenz hatte eine gute Stunde später als geplant begonnen und würde sich sicher bis zwei, drei Uhr nachmittags hinziehen. Zudem hatte der Leiter der Kriminaldirektion Nürnberg, Winfried Bauerreiß, sein Kommen angekündigt. Eine Sonderkommission für den Kindsmord in der Gartenstadt war zu bilden. Für SOKOs hatte Kriminalhauptkommissarin Paula Steiner nichts übrig. Zum einen wegen der Personalstärke. Zusammen mit zehn oder vierzehn anderen in einem Team zu arbeiten widersprach ihrer Vorstellung von ganzheitlicher Fahndung. Für sie war eine SOKO gleichbedeutend mit Arbeiten am Fließband. Außerdem war da der immense Druck von Presse und Öffentlichkeit, der rasche Er-



© Hermann-Josef Emons Verlag  
 Alle Rechte vorbehalten  
 Umschlagzeichnung: Heribert Stragholz  
 Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
 Printed in Germany 2010  
 ISBN 978-3-89705-715-9  
 Franken Krimi  
 Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
 regelmäßig über Neues von emons:  
 Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

gebnisse einforderte und ein vorausschauend-bedächtiges Vorgehen ausschloss.

Zwar glaubte sie nicht, dass sie in die SOKO einberufen werden würde. Schon deswegen nicht, weil sie diese Kärrnerarbeit bisher mit Umsicht und viel Glück vermeiden konnte. Aber Garantie war das keine. Zumal sie derzeit nur Papierkram zu erledigen hatte.

So wollte sie auf jeden Fall abwarten, was Bauerreiß mit ihr vorhatte. Um ihn dann mit klugen Worten umzustimmen zu versuchen, sollte er sie doch für die SOKO benennen. Das hieß: Die schützenden Ohrstöpsel und ihr kühles Schlafzimmer lagen noch in weiter Ferne.

»Hör doch mit dieser pubertären Kauerei auf, das ist ja ekelhaft«, zischte sie ihren Kollegen an. Er ließ die Hände unter den Tisch fallen und starrte sie erschrocken an. Sofort tat es ihr leid.

Ich bin ungerecht, dachte sie. Heinrich kann nichts dafür, dass es mir schlecht geht. Er erträgt doch meine Unarten auch stillschweigend. Und er ist derjenige, den ich von allen Kollegen am meisten schätze, auch als Mensch.

Heinrich lebte mit seiner dreiundachtzigjährigen Großmutter zusammen und war unorganisiert. Er hatte lange blonde, grisselige Haare, die das runde Gesicht wie eine Allongeperücke einrahmten, und er erschien sommers wie winters in schwarzen Jeans und schwarzem T-Shirt, was seine hoch aufgeschossene, hagere Gestalt zusätzlich in die Länge zog und ihm etwas Clowneskes verlieh. Er hatte einen aufsässigen Witz, ein ansteckendes Lachen und eine grenzenlose Vorstellungskraft, die ihm ein Denken fernab von statistischer Wahrscheinlichkeit oder moralischem Anstandskodex erlaubte.

Diese ungebändigte Phantasie hatte ihren Blick schon manches Mal auf ein scheinbar belangloses Detail gelenkt und dazu beigetragen, einen komplizierten Fall aufzuklären. Doch, sie mochte Heinrich Bartels sehr. Wenn sie nicht gerade eine dieser leidigen Attacken hatte, währenddessen er auf seinen Nägeln herum-biss.

»Mir geht es heute nicht gut, meine Migräne, du weißt schon ...«

»... darum habe ich mir gedacht, dass der Fall Nadine Bendl bei unserer tüchtigen Frau Steiner in besten Händen ist. Frau Steiner!«, herrschte sie der Kriminaldirektor an.

Sie erinnerte sich, die junge Krankenschwester aus dem Südklinikum. Kein Mord auf den ersten Blick. Auf dem ersten Totenschein stand lapidar Herzversagen. Doch damit hatten sich die Eltern der Toten nicht zufriedengegeben. Sie bestanden auf einer Obduktion. Es zeigte sich dann schnell, dass die Krankenschwester an einer Überdosis Hydrocodon, einem starken Schmerzmittel, gestorben war.

Bauerreiß hatte den Fall damals, vor knapp drei Wochen, der Abteilung von Jörg Trommen übertragen. Bislang hatten die Kollegen jedoch keine Spur finden können, nicht den geringsten Anhaltspunkt für einen Mord. Weder im privaten Leben von Nadine Bendl noch in ihrem beruflichen.

Das wird eine langwierige, zähe Geschichte, war ihr erster Gedanke. Sie schaute zu ihrem Kollegen Trommen hinüber, er grinsete sie honigsüß an. Er schien erleichtert und froh. Erleichtert, diesen öden, belanglosen Fall vom Hals zu haben, froh, bei der Kindsmord-SOKO mit all ihren zackigen Sitzungen und wichtigeren Presseterminen federführend zu sein. Sein Lächeln sagte ihr: Da wirst auch du dir die Zähne dran ausbeißen, meine Liebe, du und dein anarchistischer Chaot. Sie lächelte zurück, überlegen und mitleidig: Was ihr, du und deine paramilitärisch gedrillte sechs Mann starke Gurkentruppe, nicht schafft, erledigen wir, mein Kreativdirektor und ich, im Handstreich, sozusagen *en passant*. Doch insgeheim stimmte sie Trommen zu. Auch sie glaubte nicht an den schnellen Erfolg in dieser Sache. Alles deutete darauf hin, dass der Fall Bendl nur schwer zu lösen sei. Wenn überhaupt. Das war eher ein Kandidat für die Aktensammlung mit dem Aufdruck »unerledigt«. Doch Akten mit diesem Aufdruck akzeptierte Bauerreiß nicht. Für ihn gab es keine unlösbaren Fälle. Schließlich konnte er auf die höchste Aufklärungsquote im Bundesland verweisen. Was er oft genug auch tat.

Deswegen, um seine bayernweite Spitzenstellung zu halten oder noch besser: um sich darin immer wieder selbst zu übertref-

fen, existierte für ihn das Wort »unlösbar« nicht. In Nürnberg, dem Aushängeschild des mittelfränkischen Regierungsbezirks, wurden immerhin zwei von drei Kapitalverbrechen aufgeklärt. In den anderen bayerischen Großstädten waren die Kollegen nicht so erfolgreich.

Am häufigsten verglich der Leitende Kriminaldirektor sich mit dem oberbayerischen Regierungsbezirk. Vor Gästen wurde aus dem Singular ein pluralistisches »uns« und »wir«. Denn München war Sitz des Landeskriminalamts. Und gelegentlich gab es zwischen dem LKA, den Münchnern, und der Kriminaldirektion Mittelfranken, also ihm, Kompetenzrängeleien oder, wie er es nannte: *differierende Auffassungen in der Verfahrensweise*, die das LKA ausnahmslos zugunsten der Münchner entschied, immer mussten sich er und Mittelfranken der übergeordneten Behörde beugen. Dafür waren die Münchner ihm in punkto Aufklärungsquote unterlegen. Und in diesem selbstgefälligen Stolz konnte sie Bauerreiß durchaus verstehen.

Es hätte mich schlimmer treffen können, beruhigte sie sich. Eine tote Krankenschwester aus dem Südklinikum ist immer noch besser als ein Kindermord in der Gartenstadt.

»Natürlich, Herr Kriminaldirektor. Gleich morgen fangen wir damit an. Aber nun müssen Sie mich entschuldigen, ich habe fürchterliche Kopfschmerzen. Ich muss heim.«

Sie meldete sich bei der Personalabteilung krank, ging in ihr Büro, holte den Mantel und trat auf den Jakobsplatz. Es war der 4. November, und der Spätherbst zeigte sich von seiner schönsten Seite. Die Sonne schien, ein wolkenloser blauer Himmel spannte sich über Nürnberg. Sie sah Frauen, die kurzärmelige Kleider angelegt hatten, und Männer, die ohne Jackett durch die Fußgängerzone flanierten. Die Innenstadt war in ein mildes, heiteres Licht getaucht, das sich auf den Gesichtern der Passanten widerspiegelte.

Sosehr ich eine Schwäche für diese wenigen Tage des späten Altwibersommers habe, dachte sie, und sie das ganze Jahr herbeisehne, heute würde ich einen grauen, verregneten Novembertag vorziehen. Heute erscheint mir die Sonne grell und unerträglich,

heute ist sie mein Feind. Die Schmerzen in der linken Stirn wurden stärker und dehnten sich auf den Magen aus.

Sie ging zügig nach links, überquerte den Jakobsplatz und bog dann in die Kaiserstraße ein. Nürnbergs vornehmste und teuerste Einkaufsstraße war seit jeher am Abend die Startgerade zu ihrer Wohnung und am Morgen die letzte Etappe zu ihrem Arbeitsplatz. Sie ging immer dieselbe Strecke, sie hasste Veränderungen in den Abläufen des Alltags. Außerdem empfand sie diesen Weg als besonders reizvoll, er führte zu nahezu allen touristischen Sehenswürdigkeiten der Nürnberger Altstadt.

Sie ging an ihrem Lieblingsrestaurant »Fontana di Trevi« vorbei, wo man heute sogar – ein Zugeständnis an das warme Wetter – draußen essen konnte. Ein Angebot, das, so schien es, nur die Touristen annahmen. Die weißen Plastikstühle waren fast alle besetzt. Signor Cesare Livieri trat soeben auf die Straße, mit zwei Tellern Steinpilz-Fettuccine in den Händen. Als er sie sah, ging ein Strahlen über sein Gesicht. Er nickte ihr zu, so als wollte er sie auffordern, doch auch Platz zu nehmen und bei ihm zu essen. Sie winkte ihm zu, ignorierte seine Einladung und ging hastig weiter. Ihr war nicht nach Reden zumute, noch weniger nach Essen.

An der Fleischbrücke, die ein Baugerüst schon seit Monaten verschandelte, fiel ihr ein, sie hatte ihre Sonnenbrille in der Schreibtischschublade vergessen. Entweder bin ich in diesem Zustand unzurechnungsfähig oder das Alter macht sich langsam bemerkbar, haderte sie mit sich. Ich hole meinen Mantel, den ich bei dem schönen Wetter gar nicht brauche, und vergesse meine Sonnenbrille, die ich doch heute so nötig habe wie meinen Haustürschlüssel.

Mit gesenktem Kopf lief sie an der Westseite des Hauptmarkts entlang, stieß gegen ein älteres Touristenpaar, das, den Blick zum Himmel gerichtet, auf das Männleinlaufen an der Frauenkirche wartete.

Nachdem beide Seiten sich für den Zusammenstoß überhöflich entschuldigt hatten, stieg sie den Rathausplatz hinauf. Am Neuen, am Alten Rathaus und schließlich an der Sebalduskirche vorbei. Die letzte Etappe war die steilste. Mühsam und in kleinen

Schritten nahm sie die Treppen des Burgbergs und bog zum Parniersplatz rechts, dann bei der Schule links ab. Von da waren es nur noch wenige Schritte zu ihrer Wohnung im Vestnertorgraben.

Im Flur hängte sie den Mantel achtlos auf einen Haken an der Garderobe, sperrte dann die Wohnungstür ab, ging ins Schlafzimmer, das, da nach Norden gelegen, ihr heute als angenehm kühl erschien. Hose und Pullover, Unterwäsche und Strümpfe ließ sie achtlos auf den Boden fallen und kroch in das ungemachte Bett. Nachdem sie die Wachskugeln fest in beide Ohren gepresst hatte, sah sie auf den Wecker. Er zeigte auf genau drei Uhr.

Vielleicht haben die Kollegen, die mir ständig nahelegen, ich solle endlich zum Arzt gehen, recht, und Migräne ist, wenn nicht heilbar, so doch, was die Schmerzintensität angeht, zu lindern. Damit ich dadurch nicht immer gleich einen ganzen Tag verliere.

Heinrich, der allen Schulmediziner gründlich misstraute, hatte ihr, wenn einer dieser Anfälle sie in seinen Klauen hatte, schon mehrmals seinen Homöopathen ans Herz gelegt. Wie wunderbar der ihm bei seiner Neurodermitis hatte helfen können, wo all die Fachidioten doch auf der ganzen Linie versagt haben, auf der ganzen Linie! Sie beschloss, sich die Adresse geben zu lassen und vielleicht sogar einen Termin zu vereinbaren. Schaden konnte es nicht. Nach wenigen Minuten und vielen guten Vorsätzen war sie eingeschlafen.

Kurz vor einundzwanzig Uhr wachte sie auf. In ihrer großen Wohnküche stapelte sich auf dem Tisch und in der Spüle das schmutzige Geschirr vom Vortag. Draußen war es bereits dunkel, die Straßenlampen und die auf die Nürnberger Burg gerichteten Scheinwerfer verströmten ein diffuses, anheimelndes Licht.

Sie hatte sich ausschließlich der Aussicht wegen, die sich von der Küche auf die alte Kaiserburg bot, für die Zwei-Zimmer-Wohnung entschieden; dieser Blick wog ihrer Meinung nach den horrenden Preis und die anderen Nachteile wie den fehlenden Balkon und das fensterlose Bad auf.

Keinen ihrer Bekannten hielt es in der Innenstadt, jeden zog es raus ins Grüne. In die Viertel am Stadtrand oder, wer sich das nicht

leisten konnte, aufs Land. Ein Haus, egal ob freistehend oder als Doppelhaushälfte, musste es sein. Das kam für sie nie in Frage. Nicht einmal mit dem Gedanken daran hatte sie gespielt. Sie war in diesem Stadtviertel geboren, aufgewachsen, zur Schule gegangen, hatte hier gelebt, bis das Studium sie nach München lockte. Sie hing an Maxfeld. Und an diesem Blick aus ihrer Küche auf den lang gestreckten Sandsteinbau der Kaiserstallung aus dem Jahr 1495. Früher eine Kornburg, diente sie heute als Jugendherberge.

Wenn nachts Licht aus den schmalen Fensterausparungen schien, verwandelte sich die Kaiserstallung in einen weiß-braun-roten Flickenteppich, jeden Abend neu. Dann war das Leben hinter den dicken Wänden spürbar. Rechts davon schlossen sich der Fünfeckturm und der wohl anregendste, da sagemumwobene Teil der Wehrmauer an. Von dieser Stelle im Mauerwerk soll der Raubritter Epelein von Gailingen im vierzehnten Jahrhundert kurz vor seiner geplanten Hinrichtung mit dem Pferd über den tiefen Burggraben gesprungen sein. Dabei habe der Edelmann, dem unter anderem vorgeworfen wurde, eine reiche Patrizierbraut am Tag ihrer Hochzeit überfallen und geküsst zu haben, seinen Häschern höhnisch zugerufen: »Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn.«

Schon im Heimatkundeunterricht hatte sie den Kapitalverbrecher bewundert. Zum einen wegen seines tollkühnen Sprungs mit dem Pferd, zum anderen des Witzes wegen und seiner Aufsässigkeit der Obrigkeit gegenüber. Sie konnte die Touristen, die in Trauben über der Sandsteinmauer gebeugt die zwei Hufabdrücke des lebensrettenden Sprunges bestaunen, gut verstehen. Etwas von dieser Hochachtung vor dem marodierenden Adligen hatte sie sich bewahrt. Sie erzählte jedem Besucher, der neu in ihre Heimatstadt kam, von diesem Epelein-Sprung. Dass es sich dabei lediglich um eine Sage handelte, verschwieg sie gern.

Vorsichtig legte sie den Handrücken auf ihre Stirn: Links brannte und pochte es noch rhythmisch, doch der scharfe, hämmernde Schmerz war verschwunden. Nach weiteren vier, fünf Stunden Schlaf war auch diese Migräne ausgestanden. Es war sogar ohne Erbrechen abgegangen, freute sie sich.

Um halb zwei Uhr nachts wachte sie erneut auf. Sie lag zusammengekrümmt mit angezogenen Knien auf der Seite, die Daunendecke am Bettende. Ihr fröstelte. Sie deckte sich wieder zu und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Sie spürte nichts. Nur die Stille ihres Körpers und die Schwärze des Zimmers. Es war vorbei. Sie lag ruhig da und kostete dieses Glück eine Weile aus.

Schließlich ging sie in die Küche. Erwartungsvoll öffnete sie den Kühlschrank. Zwei Joghurtbecher, eine Flasche Mineralwasser, ein noch verpacktes halbes Pfund Butter, im Gemüsefach eine schrumpelige Mohrrübe, zwei Stangen Lauch mit trockenen Anschschnittstellen und ein Netz Bio-Rosenkohl, der sich bereits bräunlich einfärbte. Sie warf das Gemüse in den Abfalleimer. Die Qual der Wahl war nicht groß. Da musste eben das Standardgericht aller alleinstehenden, berufstätigen, einkaufsfaulen Frauen herhalten: *Spaghetti aglio e olio*.

Es passierte schon, dass ihr die elementaren Nahrungsmittel wie Brot oder Milch ausgingen, doch Nudeln, Olivenöl, Peperoni, Knoblauch und ein Stück Parmesankäse hatte sie immer im Haus. Nachdem sie das Wasser aufgesetzt und Knoblauch wie Peperoni klein geschnitten hatte, spülte sie das Geschirr ab und deckte den Tisch.

Während des Essens wanderte ihr Blick immer wieder nach draußen, in den sternenklaren Himmel. Am Burggraben unterhielten sich ausgelassen und giggernd drei ältere Frauen, die leicht betrunken waren. In der geräuschlosen Nacht und vor der ausladenden, massiven Burg wirkten die drei wie Schauspieler in einem Freilichttheater. Sie lachten so laut, dass sie es im dritten Stock hören konnte. Wahrscheinlich würden die drei auch noch in einer Stunde unter ihrem Küchenfenster stehen, es sah nicht so aus, als ginge ihnen der Gesprächsstoff demnächst aus.

Nachdem sie den Tisch abgedeckt hatte, zündete sie sich eine Zigarette an. Nach ihren Anfällen musste sie vorsichtig sein, oft genug hatte das Nikotin die Migräne zum Bleiben aufgefordert. Doch heute schien es ihr nicht zu schaden.

Als sie den zweiten Zug tief inhalierte, klingelte das Telefon. Sie schaute auf die Küchenuhr, die zwei Uhr fünfundzwanzig

zeigte. Eine Unverschämtheit, die Leute in ihrer Nachtruhe zu stören! Das Telefon schnarrte weiter. Und wenn es ein Notfall war?

»Steiner.«

»Walter hier.«

»Ach, du bist es«, sagte sie erleichtert.

»Ist Brigitte bei dir?«

»Nein, warum?« Sie blickte aus dem Fenster. Das angeschickerte Damentrio war verschwunden, die Kaiserburg nur noch ein grauer, abweisender Steinhafen.

»Sie ist heute nicht nach Hause gekommen, es ist kein Zettel da, den Kindern hat sie auch nichts gesagt, da dachte ich, sie ist vielleicht bei dir.«

Brigitte Felsacker, geborene Rosa, war ihre beste Freundin. Seit fast vier Jahrzehnten. Seit dem Tag, an dem die Klassenlehrerin die Neue aus Regensburg ihren Mitschülerinnen vorgestellt hatte. Es war Sympathie, mehr noch: Liebe auf den ersten Blick. Auf beiden Seiten. Sie waren unzertrennlich gewesen. Sie teilten sich die Schulbank, sie schrieben voneinander ab, verbrachten die Nachmittage gemeinsam. Sogar als Brigitte Jura in Erlangen studierte – sie wollte Diplomatin werden – und Paula Soziologie und Politologie in München, blieb der Kontakt eng.

Mit dreißig heiratete Brigitte Walter Felsacker, die große Liebe ihres Lebens. Paula freute sich aufrichtig mit ihr. Als sich kurz danach Nachwuchs ankündigte, hängte die angehende Diplomatin ihren Berufswunsch leichten Herzens für Mann und Kind an den Nagel. Seitdem lebten die beiden Freundinnen in zwei unterschiedlichen Welten: Brigitte ging für ihre kleine Familie auf, Paula bekam ihre erste Festanstellung als Kriminalkommissarin. Doch sie trafen sich weiterhin regelmäßig. Meist war es Paula, die am Abend oder Wochenende bei den Felsackers vorbeischaute. Sie wurde die Patentante von Brigittes Zweitgeborener, Anna.

Die Kinder freuten sich, wenn sie zu Besuch kam und von ihrer Arbeit erzählte. Auch Brigittes Mann empfand ihre Anwesenheit nicht als störend, im Gegenteil. Wie seine Kinder genoss der



Apotheker es, sich vom Schauer der für ihn unvorstellbaren Verbrechen kitzeln zu lassen. Das war eine Welt, die sie nur aus dem Fernsehen und ihren Erzählungen kannten. Für die Felsackers stellten eine Steuernachzahlung oder eine Fünf im Zeugnis der Kinder die größten Bedrohungen dar. Umgekehrt kostete es Paula bei jedem Besuch aus, in diese heile Welt, in diese warmherzige, fröhliche Gemeinschaft einzutauchen und vorübergehend ein Teil von ihr zu werden.

»Nein, Walter, bei mir ist sie nicht. Vielleicht hat Röschen eine Bekannte getroffen und sich dabei verquatscht ...«

Die beiden Freundinnen redeten sich noch immer mit den Kosenamen aus der Kindheit an. Brigitte war Röschen, Paula Paulchen.

»Bis nachts um halb drei? Nein, nein, da ist etwas passiert.« Er klang besorgt und aufgeregt.

Sie überhörte die Furcht in seiner Andeutung, sie wollte sich von seiner Beklommenheit nicht anstecken lassen. Sie hatte einen entsetzlichen Tag hinter sich, die Migräne war doch Grund genug, dass man sie jetzt eine Zeit lang in Ruhe ließ. Ein einziges Mal in ihrem Leben war Röschen nicht da, wenn der Herr Apotheker von der Arbeit kam, und schon geriet er aus dem Häuschen, spann sich die wildesten Phantasien zusammen!

»Brigitte ist abends immer bei den Kindern, das weißt du doch.«

Er hatte recht. Selbst wenn Röschen sie im Polizeipräsidium besuchte, nie blieb sie länger als bis siebzehn Uhr. Gegen halb sechs kam Tobias aus der Schule, und da sollte er keine leere Wohnung vorfinden, fand seine Mutter. Seltsam war die ganze Sache schon. Langsam begannen sich Zweifel in ihr zu melden, doch noch weigerte sie sich, andere Gründe als sorglose Zeitvergessenheit für Röschens Verschwinden gelten zu lassen.

»Und dass sie zu ihrer Mutter gefahren ist, dass die sie gebraucht hat, hast du daran schon gedacht?«

»Natürlich, sie war die Erste, die ich angerufen habe.«

Brigitte hatte außer ihr in Nürnberg noch zwei Freundinnen, die sie gelegentlich sah. Auch da Fehlanzeige, wie Walter es nannte.

»Ich würde an deiner Stelle noch bis morgen in der Früh warten, bis dahin ist sie bestimmt daheim.«

»Nein, ich warte nicht mehr. Ich habe schon zu lange gewartet. Ich muss etwas unternehmen, ich setze mich ins Auto und fahre hier im Viertel rum, suche sie mit dem Wagen, klappere ein paar Kneipen ...«

»Das bringt doch nichts, Walter«, fiel sie ihm ins Wort. »Was machen eigentlich die Kinder?«

»Tobias ist sowieso nicht da, der ist mit seiner Klasse nach Berlin gefahren. Anna schläft, und ich lasse sie auch weiterschlafen. Sie soll sich keine Sorgen machen.«

»Und was hältst du davon, wenn ich bei uns, also bei den Polizeistationen, einen Rundruf starte? Vielleicht hat sie getrunken und randaliert und sitzt nun in einer Ausnüchterungszelle.« Das war ein Versuch, Röschens Verschwinden zu verharmlosen.

Doch Walter ignorierte ihren missglückten Scherz. »Das hab ich doch schon längst gemacht. Ich wollte auch eine Vermisstenanzeige aufgeben, aber die haben sofort abgewinkt. Jetzt könnten sie noch nichts aufnehmen, dafür sei zu wenig Zeit seit ihrem Verschwinden vergangen.« »Machen Sie sich keine Sorgen«, hat der gesagt, »irgendwann kommt sie schon zu Ihnen zurück. Spätestens dann, wenn ihr das Geld ausgeht.« Wenn man schon mal die Polizei braucht ... Also suche ich sie selbst, wenn sich deine Kollegen zu fein dafür sind.«

Sie musste ihm wieder recht geben. Vermisstenmeldungen nehmen sie in der Regel bei Erwachsenen erst dann auf, wenn die Person mindestens vierundzwanzig Stunden abgängig ist. Sie konnte ihn in seiner Verzweiflung verstehen. Er musste den Eindruck haben, er sei ganz auf sich allein gestellt. So überhörte sie seine Spitzen. Sie wollte ihm das Gefühl geben, wenigstens mit ihr rechnen und auf ihre Hilfe zählen zu können. Obwohl sie sich nach wie vor sicher fühlte, dass seine Aufregung und Angst grundlos waren. Röschen würde bald schon heimkehren, ausgelassen und unverseht. Und mit einer Erklärung für ihr Verschwinden, die so einfach und naheliegend war, dass sie und Walter darüber nur lachen könnten.